

Für wen und mit wem wollen wir Kirche sein?

Erfolgsfaktoren für gemeinwesendiakonische Arbeit

In der Einladung zu diesem Studientag steht: „Gemeinwesendiakonie ist weder ein Arbeitsfeld, noch eine Querschnittsaufgabe.“ Das mag zunächst etwas verwirrend klingen, soll aber deutlich machen, dass Gemeinwesendiakonie nicht einfach kirchliche Arbeit und auch keine Diakonie im Gemeinwesen ist. Gemeinwesendiakonie ist eine strategische Option, eine Strategie, in der Kirche und Diakonie im Gemeinwesen zusammenarbeiten, um die Lebensbedingungen der Menschen insgesamt verbessern zu helfen.

Gemeinwesendiakonie ist eine komplexe und durchdachte Option für eine Ausrichtung der Kirche und ihrer Diakonie hin zu einer Kirche mit Anderen (Bonhoeffer).

Legt man diese Definition zugrunde, dann ist Gemeinwesendiakonie Provokation und Utopie zugleich.

Eine Provokation, weil es um das kirchliche Selbstverständnis geht – also ums Eingemachte. Und in der Folge stellt sich dann gerade auf der leitenden Ebene von Kirche und Diakonie die Frage: wie fördern und privilegieren wir das?

Und eine Utopie deshalb, weil sich in diesem Konzept eine Kirche abzeichnet, die sich radikal auf die Welt, auf den Stadtteil und seine Menschen einlässt und nicht in erster Linie danach fragt, wem es nützt und ob die Kräfte dafür reichen. Dem zugrunde liegt ein Kirchenverständnis, das William Temple, der Erzbischof von Canterbury einmal etwas salopp so umriss: „Kirche“, so meinte er, „ist wohl der einzige Verein, der nicht vorrangig für seine Mitglieder da ist.“¹

Eine gemeinwesendiakonische Perspektive basiert auf einem Selbstverständnis der Kirche, auf einem Kirchenbild, das sich im Bonhoefferschen Sinne als Kirche mit Anderen definiert. Ein solches Kirchenbild ist aber heutzutage überhaupt nicht selbstverständlich in unserer evangelisch-lutherischen Kirche. Sicher, es gibt erfreulich viele Gemeinden, die sich bewusst und aktiv im Gemeinwesen, im Quartier, im Stadtteil bewegen. Sie entwickeln ihre Arbeit und ihre Angebote in Bezug auf die Realitäten um sie herum. Sie mischen sich als Teil der Zivilgesellschaft ein und begründen das sowohl theologisch-diakonisch, als auch politisch-praktisch und humanitär. Auf der anderen Seite gibt es sehr viel mehr Kirchengemeinden, die die Kirche primär als eine Gemeinschaft der Gläubigen in der Nachfolge Jesu Christi verstehen. Eine Kirche als Kontrastgesellschaft, als Jerusalem gegenüber Babylon. Eine Kirche, die ein gutes Beispiel für die Welt da draußen sein will, die deutlich machen will, dass der Glaube an Jesus Christus die Voraussetzung für alles andere, auch für diakonisches Handeln ist. Diakonische Arbeit ist, so verstanden, Ausdruck des jesuanischen Liebesgebotes. Nicht aber ein Auftrag, die Welt zu verbessern. Der Samariter hat schließlich auch nicht die Strukturen bekämpft, die die Räuberei in Judäa ermöglichten oder hervorbrachten.

Eine kirchlich-diakonische Arbeit im Stadtteil die sich einmischt, die sich auch für diejenigen engagiert, die nicht zur eigenen Klientel gehören, basiert auf einem Kirchenbild der Grenzüberschreitung und der Verkündigung des Evangeliums in der Öffentlichkeit in Wort und Tat. *Heinrich Bedford-Strohm, heute Bischof der Evangelischen Landeskirche von Bayern und damals Professor in Bamberg, führte 2007 beim Zukunftskongress der EKD aus: „Weil die Orientierung an Jesus Christus alles Klienteldenken und alle milieuhafte Enge immer wieder kritisch in Frage stellt,*

¹ Zit. nach: Ökumenisches Lernen von Stadt zu Stadt, EBV Hamburg 2000, S. 13

kann die Gemeinde in einer in viele private Glücksinseln zerfallenden Gesellschaft der Ort für eine ‚Gemeinschaft aus kommunikativer Freiheit‘ sein, in der die Verschiedenheit der Menschen geachtet wird, ohne zur Zertrennung zu führen. Gemeinden leben nicht wie Vereine aus einem bestimmten Vereinszweck, sondern sie bezeugen Gottes Ja zur ganzen Welt.“²

Ich hatte vorhin davon gesprochen, dass die Gemeinwesendiakonie utopische und provokative Elemente enthält. Für die Kirchengemeinden ist hoffentlich schon deutlich geworden, worin diese Utopie bestehen kann.

Für die Diakonie muss man diesen Gedanken noch ein wenig nachschärfen. Die Diakonie ist heute in so viele verschiedene Aufgabenbereiche und Funktionsformen gegliedert, dass es schwerfällt, einen für alle geltenden Anspruch zu formulieren.

Aber die gemeinwesendiakonische Konzeption provoziert inzwischen auch in der Diakonie Überlegungen, wie es möglich werden kann, alle Hilfen, Unterstützungen und Dienstleistungen auf das Quartier zu beziehen. Das ist eine Provokation, denn das bedeutet nichts geringeres, als die klassischen Hilfesysteme sozialräumlich auszurichten. Gemeinwesendiakonische Perspektive bedeutete für die Diakonie konkret: die Überwindung der Zielgruppenorientierung, der behördlich verordneten Versäulung und basiert auf der Kooperation mit anderen Trägern, ohne Konkurrenz um die öffentlichen Mittel auf der Basis eines politischen und christlichen Auftrages. Wenn Diakonie nur einer der wohlfahrtsstaatlichen Dienstleistungserbringer für den Staat ist, wird es ihr schwerfallen, sich in das politische Handgemenge auf Stadtteilebene einzumischen. Das ist in den Finanzierungslogiken des Staates nämlich nicht, oder nur kaum vorgesehen. Der Sozialraumbezug, der heute in Hamburg von den Behörden gefordert wird, hat mit einem an den Bedürfnissen der Menschen orientierten Verständnis von sozialem Raum wenig zu tun.

Die Aufgabe hieße für Kirche und Diakonie: Wie können wir es zum Beispiel schaffen, die nötigen Unterstützungsleistungen für Alte, Demente, Einsame oder Ausgegrenzte auf kleinräumiger Quartiersebene so zu organisieren, dass die vielen nötigen Hilfen nicht nur im professionellen und finanzierten Zeittakt erbracht werden, sondern mit Liebe, Zeit und Engagement? Und in einem Mix von Profis und Gemeindegliedern. Darin liegen die Herausforderungen für die Gestaltung des Sozialraums. Das können aber weder der Staat, noch die Wohlfahrtsverbände allein leisten. Das müssen Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen auf Quartiersebene zusammen entwickeln.

In gemeinwesendiakonischer Perspektive sollten die Kirche und die Diakonie Teilhabe und Beteiligung anregen und fördern, soziales Kapital im Quartier bilden und Gemeinschaft ermöglichen. In kirchlich- diakonischen Einrichtungen gibt es bereits erprobte unterschiedliche Verfahren für die verschiedenen Gruppen, z.B. ehrenamtliche Vorstände, Mitarbeitervertretungen, Beiräte der Nutzer/-innen oder Beschwerdeverfahren, bis hin zu Ansätzen politischer Beteiligung, wie z.B. Community Organizing oder Teilhabeplanungen. Hier viele sind Erfahrungen und Kompetenz vorhanden, die in einer gemeinsamen Perspektive ausgebaut werden können.

In den bisherigen Ausführungen ist hoffentlich deutlich geworden, dass Gemeinwesendiakonie bestimmte Haltungen und Werte erfordert.

Kirche und Diakonie mit Anderen zu sein heißt: rausgehen, Barrieren, Milieus und Versäulungen überwinden; es bedeutet: soziales Kapital, Solidarität und Gemeinschaft mit Anderen bilden; es

² Heinrich Bedford-Strohm: Quartiersarbeit in Kirche und Diakonie, Hannover 2007

bedeutet, das Quartier als Aufgabengebiet anzunehmen. Und es bedeutet, sich vor Ort einzumischen in die Stadtentwicklungspolitik, in die Sozialpolitik, in die Bildungspolitik und weiteres mehr. An dieser Stelle kann nicht entfaltet werden, welche Wege gegangen werden müssen, um als Gemeinde oder diakonische Einrichtung dorthin zu gelangen. Vielleicht hilft es, sich die vielen guten, gelungenen und interessanten Beispiele im Bundesgebiet anzusehen, und daraus Erkenntnisse abzuleiten. Der von mir geleitete Diskussionsprozess „Die Stadt mitgestalten“ soll das leisten und ist eine gute Plattform für Erfahrungs- und Konzeptionsaustausch.

Jetzt komme ich, wie der Titel dieser kleinen Einführung es nahelegt, zum Erfolg, genauer gesagt: zu den Gelingensbedingungen die es ermöglichen, gemeinwesendiakonische Projekte zu starten und durchzuhalten.

Das Sozialwissenschaftliche Institut der Evangelischen Kirche in Deutschland hat 2010 in einer Studie mit dem Titel „Mutig mittendrin“ versucht, konkrete Erfolgsfaktoren für die Gemeinwesendiakonie zu benennen³. Man hat sechs Projektstandorte qualitativ untersucht und 80 weitere per Fragebogen analysiert. Aus Hamburg wurde die Stadtteildiakonie Sülldorf-Iserbrook befragt. Diese Untersuchung ist weder repräsentativ, noch umfassend und auch nicht mehr ganz frisch. Aber sie ist eine gute Sammlung von Erkenntnissen und praktischen Erfahrungen. Aus dieser Studie greife ich einige zentrale Punkte heraus.

1. **Faktor: Einstellungen / Werte / Haltungen**

Ein wesentlicher Faktor gleich zu Anfang: es braucht als Ausgangsbasis klare Einstellungen: Grenzüberschreitung, Öffnung zum Gemeinwesen und Kirche mit Anderen. Das sind Stichworte zu theologischen Fundierungen dieser Arbeit. Wenn in einer Gemeinde oder einer diakonischen Einrichtung diese Einstellungen und Haltungen nicht vorhanden sind oder nicht erarbeitet werden können, dann wird das Projekt eben genau das bleiben: ein Projekt, aber nicht ein integrierter Teil der Gemeinde. Und dann bleibt es von den MacherInnen abhängig. Eine Klärungsfrage wäre wohl: Ist der Arbeitsbereich so gut in der Gemeinde verankert, dass er auch lebensfähig bleibt, wenn man selbst nicht mehr dabei sein sollte?

Hierher gehört auch die Sprachfähigkeit: begründen und erklären zu können, was man macht und warum. Welche Einstellung, welche aus dem Evangelium begründete Position nehmen wir ein, wenn wir gemeinwesenorientiert arbeiten wollen? Der Verweis auf die Not der Menschen allein wird nicht reichen, um deutlich zu machen, warum gerade diese Gemeinde oder diese Diakonie hier handeln sollte.

2. **Faktor: Engagement und Ortskenntnis**

Das Engagement geht erfahrungsgemäß über die eigentlichen Aufgaben hinaus, für die die hauptamtlichen MitarbeiterInnen angestellt sind. Das lässt sich nicht alles innerhalb der Normalarbeitszeit machen. Außerdem sind die räumliche Nähe und die Kenntnis der Quartierszusammenhänge und -netze absolut erforderlich. Engagement alleine aber reicht nicht. Es braucht Sozialstrukturanalysen, die auch deutlich machen, welche anderen Player unterwegs sind und welche Interesse Parteien und Verbände in dem Quartier haben.

³ G. Wegner (Hg.): Mutig mittendrin, Hannover: 2010

3. **Faktor: Ressourcen**

Über die finanziellen Mittel, die natürlich immer von zentraler Bedeutung sind, gehören zu den Ressourcen:

die Menschen mit ihren Beziehungen, Kontakten und Kenntnissen;

die Standorte, also Gebäude und Infrastruktur;

das Image, die Attraktivität und die Glaubwürdigkeit der Institution im Quartier.

Viele der befragten Akteure lehnen die Abhängigkeit von staatlichen Finanzen rundherum ab.

Man will eben kein Projekt sein, das nach drei Jahren wieder um seine Existenz kämpfen

muss oder bei der nächsten Sparrunde im Bezirk unter die Räder kommt. Es braucht also

möglichst eine eigene, dauerhafte kirchliche Finanzierung, eine gute Anschubfinanzierung

und eine bewusste Schwerpunktsetzung der Gemeinde oder der Region. Alle untersuchten

Projekte haben einen Finanzierungsmix aus vielen verschiedenen Quellen, wobei der

kirchliche Anteil immer der bedeutendste ist.

4. **Faktor: handelnde Personen**

Sie sind natürlich einer der wichtigsten Faktoren für die erfolgreiche Arbeit.

Ihre Kenntnisse, ihr Engagement, ihre Durchhaltekraft, ihr Gestaltungswillen, ihre

unternehmerische Kompetenz sind spielentscheidend für das Gelingen

gemeinwesendiakonischer Projekte. Damit sind bei weitem nicht nur Hauptamtliche

gemeint. Sie sind sicherlich der Stabilitätsfaktor, sie sind diejenigen, die für Kontinuität

sorgen. Aber für die Verankerung im Stadtteil sind die aktiven Leute aus dem Quartier die

entscheidenden Faktoren. Sie haben die Kenntnisse und die Kontakte im Quartier und stehen

für die Glaubwürdigkeit der Institution. Es sollte die vornehmste Aufgabe der

Hauptamtlichen sein, diese Leute zu finden, zu qualifizieren und zu begleiten.

5. **Faktor: Kooperationen**

Alle wünschen sich Kooperationen, gerne auch zwischen Kirchengemeinden und

Diakonieverrichtungen, aber selten klappt es wie man es sich wünscht. Häufig sind die

Eigeninteressen, die Konkurrenz, auch um finanzielle Mittel, stärker. Die Gestaltung

wirklicher Kooperationen wäre aber ein zentraler Faktor der gemeinwesendiakonischen

Perspektive. Im Quartier wird man nur zusammen etwas erreichen können. Kooperationen

so zu entwickeln, dass jeder Partner seine Logik und sein Gebiet behalten kann, man aber

doch zusammen für das Quartier wirken kann, das gleicht schon fast einer gelungenen Ehe.

6. **Faktor: Kirchenkreis**

Alle Projekte berichten, dass die Unterstützung der Kirchenkreisebene in materieller und

ideeller Form zentral wichtig für die Kontinuität der Arbeit ist. Ob es nun die institutionelle

Unterstützung durch Mitarbeitende des Kirchenkreises, Zuschüsse oder Beteiligung und

Verantwortungsübernahme ist – die übergeordnete Ebene stärkt die Arbeit vor Ort. Und das

ist aus den Erfahrungsberichten von großer Bedeutung für die Stabilität der Arbeit. Sehr

wichtig ist auch die Beratung bei der Beschaffung anderer Finanzmittel, z.B. Stiftungen, EU-

oder spezieller Bundesmittel. Wenn die Kirchenkreisebene oder diakonische Werke in

diesem Sinne aber unterstützen, dann demonstrieren sie damit auch innerkirchlich eine

Privilegierung dieses Ansatzes. Das ist eine Form der Steuerung, auf die wir ja heute noch

eingehen werden.

Zusammenfassung

- Gemeinwesendiakonie ist die Gestaltung des Gemeinwesens in Kooperation von Kirche, ihrer Diakonie und anderer Akteure im Quartier.
- Gemeinwesendiakonische Ansätze sind dann erfolgreich, wenn es ihnen gelingt, über die auf den Einzelfall bezogene Hilfe hinaus, Solidarität und soziales Kapital im Quartier zu entwickeln.
- Verschiedene Faktoren können in diesem Sinne hilfreich sein: Engagement, Ressourcen, Personen, Kooperationen und Kirchenkreis.

Vor allem aber steht aber immer die inhaltliche, die theologische und konzeptionelle Entscheidung: für wen und mit wem wollen wir Kirche sein?

*Frank Düchting
Evangelische Akademie der Nordkirche
Oktober 2013*